

Auch. Aber eher generell. Die Forschung der Gegenwart ist ja quasi umfassend systemisch verankert. Aber wer sagt, dass das in der fernen Zukunft so bleiben muss?

Ich glaube, der universitäre Rahmen ist der ideale Rahmen. Man holt die Leute rein, um sie auszubilden, um ihnen die notwendigen Werkzeuge zu vermitteln, die sie später brauchen für ihre berufliche Entwicklung. Wir legen die Grundlagen für Karrieren. Und die Leute, die bei uns tolle Entwicklungsmöglichkeiten finden, sind aber auch wieder diejenigen, die wir brauchen, um die Forschung voranzutreiben, neue Ideen einzubringen, Bewegung ins System zu bekommen. Man darf nicht den Fehler machen, Universität als statisches System zu verstehen. Natürlich, Professorinnen und Professoren sind üblicherweise auf Lebenszeit verbeamtet, die bleiben in der Regel – aber in die übrigen Bereiche können wir mehr Bewegung reinbringen. Unsere Promovierenden entwickeln sich bei uns, sie gehen nach außen, tragen das Wissen, das sie an der FAU erworben haben, an andere Orte, geben entsprechend Rückkopplung, kommen gegebenenfalls mit neuen Impulsen wieder. Dynamik ist für eine Universität lebenswichtig.

Aber hat universitäre Wissenschaft genug Freiheit?

In Deutschland? Nun ja, als Präsident würde ich gerne mehr davon haben. Wann immer wir uns mit ausländischen Kolleginnen und Kollegen vergleichen, dann wundern sich die anderen über die hohe Lehrverpflichtung pro Professor oder Professorin. Für die Ausbildung verschiedener Exzellenzbereiche steht uns die sogenannte Kapazitätsverordnung – also die Verordnung des Wissenschaftsministeriums zur Ermittlung von Lehrkapazitäten und den

daraus resultierenden Zulassungszahlen – einfach im Weg. Weil wir auch Bereiche haben, in denen es weniger Studierende gibt, in denen ich aber, um die wissenschaftliche Exzellenz signifikant zu stärken, gern noch zwei, drei Professorinnen oder Professoren berufen würde. Aber ich muss mir immer die Frage stellen: Können die ihre gesetzlich vorgeschriebene Lehrverpflichtung erfüllen? Das in Deutschland geforderte Verhältnis zwischen betreuten Studierenden und Professoren, das macht uns in unserer Wissenschaftslandschaft Probleme, behindert die notwendige Dynamik und Flexibilität. Hier ist das rechtliche Korsett meines Erachtens zu eng.

Aber den Wissenschaftler, der im stillen Kämmerlein vor sich hin tüfteln und forschen kann, den gibt es doch ohnehin nicht mehr, oder? Der ist doch eingebunden in das System Universität, der muss lehren, der muss an verschiedenen Aktivitäten teilnehmen, der muss verwalten, der muss Manager sein.

Das stimmt natürlich. Aber gerade eine Uni muss auch solchen Leuten Raum bieten, die sich mal ein paar Jahre einschließen und Tag und Nacht an einem Projekt arbeiten. Diese Möglichkeiten müssen wir schaffen. Es kann nicht die Aufgabe eines Wissenschaftlers oder einer Wissenschaftlerin sein, sich intensiv um Verwaltungsvorgänge zu kümmern. Ihre vorrangigen Aufgaben sind nun mal Forschung und Lehre. Im Gespräch mit amerikanischen Kolleginnen und Kollegen höre ich häufig den Satz: Wenn wir über Wissenschaft sprechen, klagt ihr Deutschen über die damit verbundenen Verwaltungsaufgaben. Ich glaube, dass wir im deutschen System verlernt haben, über Wissenschaft zu sprechen. Wir müssen Wissenschaft wieder leben.

Denken Sie mal nicht als Präsident, sondern als Wissenschaftler: Wie sieht das ideale Arbeitsumfeld eines Forschers aus?

Da muss ich tatsächlich nachdenken... Also, mein ideales Umfeld wäre eins, in dem ich die Möglichkeit habe, tolle Leute zu gewinnen und mich gemeinsam mit ihnen acht Stunden am Tag – oder meist länger (*lacht*) – mit spannenden Fragestellungen zu beschäftigen. Nur: Die Realität sieht eben oft anders aus. Ich meine, Geld zu haben, um all die Probleme bearbeiten zu können, die einen umtreiben, das ist natürlich gut. Wenn man sich jedoch diese ganze Antragschreiberei sparen könnte, um mehr Zeit in die eigentliche Forschung zu stecken, wäre das ideal. Mein Eindruck ist auch immer: Man produziert viel Text. Wer kann das alles lesen? Ich schätze keine langen Texte, das mag durchaus fachspezifisch sein. Ich bevorzuge eine Tabelle mit den Fakten, auf deren Basis ich entscheiden kann. Lange Texte und Anträge – die sind sehr zeitintensiv, und der Kern lässt sich oft auf wenige Zeilen reduzieren. Vielleicht sollte man im Wissenschaftssystem an dieser Stelle mal ein wenig nachsteuern, ähnlich wie es die DFG jetzt schon bei den Reinhart-Koselleck-Projekten macht, bei denen besonders innovative und risikobehaftete Projekte herausragender Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit einer nur fünfseitigen Skizze beantragt werden können. Aber man muss bereit sein, am Ende für die Ergebnisse geradestehen und sich auch auf die Finger schauen zu lassen.

Und wäre Ihre wissenschaftliche Heimat eher ein bestimmter Ort – oder die ganze Welt?

Ein Wissenschaftler oder eine Wissenschaftlerin muss schon wissen, wo er oder sie hingehört. Ständig unterwegs zu sein, das halte ich nicht für erstrebenswert. Die modernen Kommunikationsmittel ermöglichen ja trotzdem den ständigen weltweiten Kontakt. Aber der persönliche Austausch ist auch wichtig. Und eben zuweilen ein Ortswechsel: Die Möglichkeit zum Beispiel, mal ein Sabbatical im Ausland zu machen, die wird nur sehr verhalten wahrgenommen. Das würde ich gerne mehr fördern: sich alle paar Jahre auszuklinken und in einem anderen Umfeld mitzuarbeiten. Was ich nicht möchte, sind Professorinnen und Professoren, die viel unterwegs und dabei für ihre Leute am Lehrstuhl und ihre Studierenden nicht greifbar sind.

Jetzt sind Sie doch wieder in die Präsidentenrolle gerutscht. Was haben Sie sich als Wissenschaftler am meisten gewünscht?

Ich wollte immer ein wichtiges offenes Problem lösen, etwas erforschen, von dem alle sagen: Toll, das hat der Hornegger gemacht. Aber so was kann man nicht planen. Letztlich waren mir dann doch kleinere, aber erreichbare Ziele wichtiger, die ich für mich selbst formuliert habe. Ich wollte immer Drittmittel reinholen und zusätzliche Arbeitsplätze schaffen für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Für mich war wichtig, dass wir mit unseren Publikationen zur Weltklasse aufschließen und meine Gruppe international als ein Ort sichtbar wird, an dem Mustererkennung auf Spitzenniveau gemacht wird. Ich glaube, das ist uns in den vergangenen 14 Jahren auch ganz gut gelungen.

Jetzt dürfen Sie wieder Präsident sein: Was, glauben Sie, wünschen sich Ihre Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler?

Auch die wünschen sich mehr Geld. Und weil man als Präsident über das Budget mitentscheidet, wünschen sie es sich von mir.

Es wird Sie nicht verwundern, dass es immer mehr Wünsche gibt, als Geld da ist. Auch ganz klar ist, dass jeder Forscher sich mit seinem Fach identifiziert und davon ausgeht, es sei das Wichtigste an dieser Uni und vielleicht sogar auf der ganzen Welt – und dass er oder sie das auch entsprechend enthusiastisch vorträgt. Diesen Enthusiasmus finde ich wunderbar. Aber ich kann trotzdem nicht alle Wünsche erfüllen. Ich muss mir bei jeder Entscheidung im Klaren sein, dass es Leute gibt, die enttäuscht sind. Ich wünsche mir, dass es uns gelingt, die Entscheidungen so transparent und verlässlich zu treffen, dass die Motivation erhalten bleibt und die FAU in der Zukunft insgesamt noch besser wird.

Wir werden jetzt 275 Jahre alt – wo sehen Sie die FAU denn in 275 Jahren?

Die FAU wird in ausgewählten Themenfeldern eine international renommierte Marke sein. Mit unseren dynamischen Forschungsschwerpunkten werden wir das schaffen.

In 275 Jahren...?

(*lacht*) Nein, das muss natürlich viel schneller gehen. In 275 Jahren... Also, wenn das Wachstum so weitergeht... Wir haben mit zwei Gründern und 64 Studenten angefangen – jetzt sind wir immer noch bei zwei Gründern, aber knapp 40.000 Studierenden. Ich hoffe nicht, dass wir in dem Maße weiterwachsen.

Okay, dann sprechen Sie doch einfach über die positiven Aussichten: Wenn Sie sich für die FAU eine wissenschaftliche Errungenschaft wünschen dürften – welche wäre das?

Na, wenn man über 50 ist, kann das ja nur in eine Richtung gehen, oder? Aber nein, Spaß beiseite: Beamen – das wäre echt ein Ding. Das würde uns so unglaublich viele Probleme lösen. Transportprobleme, Klimaprobleme, was auch immer. Gut – es würde auch ein paar neue aufwerfen. Aber dafür findet die Wissenschaft dann sicher eine Lösung. ■

Warum schlafen wir?

Lange Zeit wurde davon ausgegangen, dass Schlaf ein vollkommen inaktiver, passiver Zustand sei. Inzwischen gilt es jedoch als gesichert, dass es im Schlaf aktiv zu einer Festigung von Gedächtnis und Erlernen kommt. Das Auffüllen der Energiespeicher im Gehirn sowie der ansteigende Wachstumshormonspiegel nach dem Einschlafen belegen wiederum eine Erholungsfunktion des Schlafes. Auch hat chronischer Schlafentzug neben einer Verschlechterung neurokognitiver Funktionen auch negative Auswirkungen auf ein ansonsten funktionstüchtiges Immunsystem und ein nachweislich erhöhtes Risiko für die Entwicklung von Herz-Kreislauf-Erkrankungen zur Folge. Zudem wird dem REM-Schlaf entwicklungs geschichtlich in den ersten Lebensmonaten eine zentrale Rolle für die Ausdifferenzierung des Gehirns zugeschrieben. Der in seiner Aktivität lange unterschätzte Schlafzustand schafft somit die Grundvoraussetzung, dass in der hyperaktiven, energieverbrauchenden Phase des Wachzustandes die zentralen Herausforderungen des menschlichen Lebens – Nahrungsaufnahme und Fortpflanzung – überhaupt bewältigt werden können.

Dr. Maximilian Traxdorf
Lehrstuhl für Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde

9